

Sascha Dickel

Jenseits der Gemeinschaft, diesseits der Gesellschaft. Wie der Kulturpessimismus die Wirklichkeit sozialer Medien verfehlt

Abstract:

Soziale Medien wie Facebook sind gegenwärtig ein beliebter Gegenstand kulturpessimistischer Zeitdiagnosen. In diesen Diagnosen erscheinen Soziale Netzwerke als virtuelle Welten, in denen eine Kultur der Oberflächlichkeit, der Inszenierung und der Schein-Gemeinschaft institutionalisiert wird. Doch kulturpessimistische Beobachtungen sozialer Netzwerke überhöhen die soziale Form der Gemeinschaft, sie überzeichnen den Trend einer zunehmenden Virtualität des Lebens und sie übersehen die zunehmende Verwobenheit von Netz und Wirklichkeit. Tatsächlich lassen soziale Netzwerke den Konstruktionscharakter sozialer Beziehungen, der in traditionellen Formen des kommunikativen Miteinanders weitgehend verhüllt wird, eigentlich erst richtig zu Tage treten.

Die Flüchtigkeit der Gegenwart

Die Zeit ist auf der Flucht. In unserer beschleunigten Medienkultur wird die Gesellschaft, in der man eben noch lebte, bereits von der nächsten Gesellschaft ersetzt. Das macht die Gegenwartsdiagnose zu einem so undankbaren Genre. Denn die Gegenwart entzieht sich zunehmend dem Blick des Beobachters und ist eigentlich schon zur Vergangenheit geworden, bevor man ein treffendes Wort über sie verloren hat. Um das Hier und Jetzt zu begreifen, muss man es von der virtuellen Warte der Zukunft oder der Vergangenheit aus beobachten. Diese Anmaßung muss man der Gegenwartsdiagnose verzeihen. Es droht ihr ja immer die Gefahr, von der Flut der nächsten Beschreibungen überschwemmt zu werden. Sie muss übertreiben, um sehen zu können und gesehen zu werden. Sie ist dazu verdammt, die Differenz von Vergangenheit und Zukunft über Gebühr zu betonen, um die Eigenart des Gegenwärtigen sichtbar zu machen.

Gegenwartsdiagnosen können daher am einfachsten als zukunftsgläubige Fortschritts- oder kulturpessimistische Verfallsgeschichten erzählt werden. In ihnen wird entweder das Gefängnis der Geschichte verlassen und eine leuchtende Zukunft offeriert, oder aber es wird das Ende eines goldenen Zeitalters beklagt und ein baldiges Verschwinden von allem, was uns lieb und teuer ist, in Aussicht gestellt. Spätestens nach dem (in vielen Zeitdiagnosen) postulierten Ende des utopischen Zeitalters hat sich die europäische Intelligenz weitgehend von der Zukunftseuphorie verabschiedet, sich auf die dröge Rolle des Mahners und Warners versteift. Die Gegenwartsdiagnosen der Gegenwart sind daher typischerweise kulturpessimistische Erzählungen des Niedergangs. In ihnen werden neue soziale Phänomene bereits als Symptome des sozialen Verfalls gedeutet, bevor sie in ihrer Neuartigkeit überhaupt verstanden wurden.

Die kulturkritische Beobachtung virtueller soziale Netzwerke wie Facebook ist dafür ein Paradebeispiel. In einer ohnehin nur noch oberflächlichen Gesellschaft scheinen sie eine Kultur der Oberfläche geradewegs zu institutionalisieren, da in ihnen nicht mehr zählt, wer man ist, sondern nur noch, wie man sich darstellt.

Virtuelle soziale Netzwerke als Symptom des Kulturverfalls

Ein erster Blick auf die sozialen Netzwerke muss dem Kulturpessimismus Recht geben. Jede Nichtigkeit wird bei Facebook in eine Statusmeldung verwandelt – und jede Statusmeldung beansprucht Nachrichtenwert. Freunde werden nicht mehr erworben, sondern wie Trophäen gesammelt. Um Freundschaften zu beginnen oder zu beenden, genügt ein Mausklick. Ebenso einfach kann man Zugehörigkeiten markieren, wobei die betreffenden Gruppen bestenfalls durch gemeinsame Interessen, schlimmstenfalls nur durch einen anschlussfähigen Namen definiert werden. Die Bindungen der Netzwerkteilnehmer sind schwach und fragil.

Anders als bei gewachsenen Gemeinschaften sind die Grenzen solcher Netzwerke durchlässig und kaum kontrollierbar. Das gilt auch und gerade für die Grenze von Privatheit und Öffentlichkeit. In sozialen Netzwerken ist alles Private potentiell öffentlich. Wer sich in virtuellen Netzwerken bewegt, sollte besser damit rechnen, dass er den Informationsfluss nie völlig kontrollieren kann.

Private Nachrichten sind etwas, was in sozialen Netzwerken eigentlich fehl am Platze ist, denn für diese könnte man ja ebenso gut zum mittlerweile schon beinahe anachronistischem Medium der E-Mail greifen. Folgerichtig legt es die Benutzeroberfläche (noch so ein Oberflächenbegriff) von Facebook dem User nahe, seine Konversationen eher vor den Augen all seiner Kontakte zu führen, als sie als private Mitteilungen zu versenden. Wer sich bei dem Portal anmeldet, wird bald Zeuge von den zahlreichen semiöffentlichen Gesprächen seiner Freunde – und er kann sich in jedes dieser Gespräche ungefragt einschalten und wird dadurch vom Beobachter zum Kommunikationsteilnehmer. Im Gegensatz zur Face-to-Face-Interaktion kann man diese Kommunikationsteilnahme jedoch leicht ignorieren. In den Weiten der Netzwerke wird man zwar oft unfreiwillig zur öffentlichen Person. Wahrscheinlicher ist es aber, dass die eigenen Mitteilungsangebote im Rauschen des kommunikativen Meeres einfach untergehen. Selbst Hilferufe verhallen oft ungehört. Um die privatesten Sorgen und Nöte zu besprechen, ist Facebook offenbar nicht der angemessene Ort.

So schließen soziale Netzwerke zwar kaum jemanden aus, aber auch niemanden ganz ein. Im Netzwerk wird man nicht als ganze Person wahrgenommen, sondern als Quell von Informationen und Irritationen. Wer was wann und zu wem gesagt hat, ist letztlich weniger relevant als das endlose Aufeinanderfolgen von neuen Beiträgen als solches. Die Themen und Personen, die gestern noch im Mittelpunkt standen, erscheinen heute schon nicht mehr auf der eigenen Startseite – und werden damit kaum noch erinnert.

Medial vermittelte soziale Netzwerke können somit keine stabilen Grenzen durchhalten. In eine Konversation zwischen zwei Freunden aus Mainz über einen neuen Blockbuster kann sich jederzeit eine Bekannte aus Liverpool oder Delhi einschalten und aus politischen Gründen zum Boykott eben dieses Streifens aufrufen – und entgegen ihrer eigentlichen Intention kann der Boykottaufruf leicht als ironischer Seitenhieb verstanden werden, den man nicht wirklich ernst nehmen muss. Dass sich die Beiträgerin dann womöglich auch als Person missachtet fühlt, wird niemand bemerken – außer, wenn sie es auf ihrer Pinnwand öffentlich macht. Verbindlichkeit, Ernsthaftigkeit und Anerkennung sind in sozialen Netzwerken ein rares Gut, und sie werden meist nur für kurze Zeit gewährt.

Kein Wunder, dass Facebook & Co in den Augen der Kulturpessimisten Symptome für die Erosion echter Vergemeinschaftung sind. Gemeinschaften definieren sich eben durch feste soziale Bindungen, stabile Identitäten, die Konstruktion einer gemeinsamen Geschichte und die Erwartung eines kollektiven Weges in die Zukunft. All das können die neuen Kommunikationsplattformen nicht bieten. Sie schaffen vielmehr einen Raum für Unverbindlichkeit, Spontanität, inszenierte Identität und höchst selektive Bezugnahmen auf Vergangenheiten und Zukünfte.

Virtuelle Netzwerke erscheinen so den melancholischen Intellektuellen als bloße *Simulation* des sozialen Miteinanders, als postmoderner Alptraum, in dem konstruierte Identitäten in konstruierten Räumen imaginäre Begegnungen inszenieren. Und die Themen dieser Begegnungen drehen sich zu allem Überfluss auch oft noch um virtuelle Ereignisse, die nur im Netz, nicht aber in der harten, rauen Wirklichkeit existieren. Es geht dort häufig um neue Youtube-Videos, Veränderungen im Netzwerk selbst, oder gar um virtuelle Hühner, die man sich auf virtuellen Bauernhöfen zum Geschenk gemacht hat. Letzteres ist keineswegs eine Überzeichnung der Verhältnisse. Ausgerechnet die zutiefst biedere Simulation „Farmville“, in der jeder Spieler liebevoll einen Bauernhof wie aus dem Bilderbuch gestaltet, ist eine der beliebtesten Applikationen bei Facebook.

Wohin das alles führen wird, ist dem Kulturpessimisten klar: in eine virtuelle Welt der absoluten Oberflächen, in denen jede Form von authentischer Subjektivität und Solidarität unmöglich wird. Das Muster dieser Erzählung ist denkbar simpel: *Gestern* lebten wir noch in stabilen, sinnstiftenden Gemeinschaften, denen wir uns wirklich zugehörig fühlten, und in denen wir als ganze Menschen ernst genommen wurden. Wir hatten eine gemeinsame Geschichte, unsere Traditionen waren lebendig und unsere Zukunft war solidarisch gestaltbar. *Heute* bricht das alles zusammen. Die vereinzelt Subjekte finden in einer unverständlich gewordenen Welt nicht mehr zu sich und flüchten sich in Scheinwirklichkeiten, die mit Scheinthemen und Scheinfreunden bevölkert sind. *Morgen* wird uns die echte Welt mit all ihren wirklichen Beziehungen unter den Füßen weggezogen, wenn wir nicht sofort umkehren.

Diese kulturpessimistische Beschreibung ergibt eine Geschichte, die in sich stimmig ist. Aber sie ist natürlich eine Geschichte mit blinden Flecken. Verfallsgeschichten interpretieren die Gegenwart eben durch die Idealisierung des Vergangenen und eine Überzeichnung von Zukunfts-

trends. Dadurch werden gegenwärtige Diskontinuitäten in den Vordergrund gerückt, die das hintergründige Wesen eines Phänomens nur unzureichend treffen. Im Fall virtueller Netzwerke idealisiert der Kulturpessimismus *erstens* die Vergangenheit durch eine Überhöhung der Gemeinschaft, *zweitens* blendet er mit seiner Überzeichnung des Trends zur Simulation die zunehmende Verwobenheit von Netz und Wirklichkeit aus und *drittens* unterschätzt er die Intelligenz einer sozialen Praxis, die doch nur das ans Tageslicht zerrt, was traditionelle Formen des sozialen Miteinanders bislang verhüllten.

Der Terror der Gemeinschaft

Warum eigentlich sollten wir das Fehlen echter Gemeinschaften im Netz beklagen? Gemeinschaften waren ja nie nur Orte idyllischer Authentizität. Jede Gemeinschaft kontrolliert und normiert ihre Mitglieder. Das gilt nicht nur für vergangene Typen der Vergemeinschaftung, sondern auch für ihre gegenwärtigen Erscheinungsformen wie Familien, Fußballmannschaften, Jugendkulturen, Nachbarschaften, alternative Kommunen und religiöse Gruppen. Überall dort werden Individuen als „ganze Personen“ adressiert und thematisiert. Das aber ist Segen und Fluch zugleich. Die soziale Kontrolle des Kollektivs kann in (subtil-psychologischen oder offenen gewaltförmigen) Terror umschlagen, wenn Abweichung registriert – oder auch nur unterstellt – wird. Gemeinschaften schaffen zwar einigermaßen stabile Identitäten. Doch wenn kollektive und subjektive Identitäten auseinanderklaffen, gerät die Gemeinschaft in die Krise – und sie löst diese Krise eher zu Lasten des Abweichlers als sich selbst zu transformieren.

Der soziologische Gegenbegriff zur Gemeinschaft ist der der Gesellschaft. Als Gesellschaften werden traditionell jene Formen von Sozialität bezeichnet, in denen sich Menschen als Rollenträger gegenüber treten und emotionale Bindungen durch zweckrationale Kalküle ersetzen. Die Welt der Gesellschaft ist die Welt des Abstrakten und der Anonymität. Ihr Sinnbild ist die moderne Großstadt. Auch und gerade moderne Telekommunikationsmedien wie das Internet haben die Welt eben erst einmal nicht in ein globales Dorf, sondern eher in eine globale Stadt verwandelt. Statt einer Weltgemeinschaft entstand eine Weltgesellschaft, in der der gesichtslose Tauschhandel im Online-Shop leichter ist als die Beziehungspflege mit den Nachbarn.

Aber das, was tagein tagaus auf sozialen Plattformen geschieht, entspricht weder dem Idealtypus der Gemeinschaft noch dem der Gesellschaft. Vielmehr werden hier die Anonymität, Selektivität, Öffentlichkeit und Oberflächlichkeit gesellschaftlicher Verhältnisse mit gemeinschaftlichen Mustern verknüpft. In virtuellen Netzwerken *begegnen* sich gemeinschaftliche und gesellschaftliche Logiken. In ihnen können Fremde wie Freunde behandelt werden, mit denen man private Befindlichkeiten teilt. Umgekehrt kann der eigene Freundeskreis als distanziertes Publikum für die inszenatorische Selbstdarstellung benutzt werden. Verfasst man ein politisches Statement als Statusmeldung bei Facebook oder als Tweet bei Twitter, kann man gar nicht wissen, welcher der unzähligen Personen, mit denen man in Verbindung steht, die eigene Position wirklich zur Kenntnis nimmt, geschweige denn diese gutheißt. Das unterscheidet soziale Netzwerke von Stammtischen (Gemeinschaft), welche die politische Artikulation durch stabile Erwartungsstrukturen und unmittelbare Interaktivität viel stärker normieren. Aber anders etwa als bei einem Zeitungsartikel (Gesellschaft) ist aber das Publikum in Netzwerkplattformen auch nicht völlig gesichtslos, seine Reaktionen sind eher antizipierbar und prompte Reaktionen sind nicht ausgeschlossen. Eventuell mündet ein Beitrag zur Gentrifizierung des Stadtteils gar in einer spontanen Demonstration. Hier zeigt sich dann die potentielle Wirklichkeit des Virtuellen.

Die Wirklichkeit des Virtuellen

Längst sind Millionen von Menschen im Netz auf der Suche nach einem Job oder einem Lebenspartner. Selbst in Plattformen wie Second Life, die puren Eskapismus versprechen, kann man die virtuellen Gebäude real existierender Firmen besichtigen, echtes Geld ausgeben und verdienen und Gespräche über Themen jenseits der simulierten Welt führen. Facebook bietet die Möglichkeit, besser und einfacher mit Bekannten in anderen Städten und Ländern in Kontakt zu bleiben als jede Kommunikationstechnik zuvor, und via Twitter gehen weltbewegende Nachrichten und private Erlebnisse schneller um den Globus als es sich die Informationsgesellschaft des ausgehenden 20. Jahrhunderts hätte träumen lassen. Statt uns in einen selbstreferentiellen Zeichenraum ohne Bodenhaftung zu entführen, verbinden sich Wirklichkeit und Virtualität in und durch soziale Netze auf eine Art und Weise, welche die postmoderne Medien-

philosophie nicht erwartet hat. Die Bedeutung sozialer Medien für den „arabischen Frühling“ liefert dafür den jüngsten Beleg. Wer die Verwobenheit des Netzes mit der Realität außerhalb des Netzes übersieht, verkennt nicht nur die Chancen, sondern auch und gerade die Risiken der neuen sozialen Medien, die sich immer tiefer in den Alltag einschreiben. Schon bieten Facebook und Twitter ihren Usern die Möglichkeit, den genauen Aufenthaltsort standardmäßig bei jeder Meldung mitzuteilen. Das droht bald von der Option zur Selbstverständlichkeit zu werden. Neben dieser Erwartung der permanenten Erreichbarkeit, würde dann die Erwartung der permanenten Lokalisierbarkeit treten. Es könnte sich einfach als zu verführerisch erweisen, jederzeit zu wissen, wo sich die Freunde inmitten eines Stadionspektakels befinden oder die Möglichkeit zu einem spontanen Treffen mit einer Bekannten wahrzunehmen, wenn man sieht, dass diese gerade nur eine Straße weiter im Cafe sitzt.

Die Virtualität des Sozialen

Was aber wäre an dem Treffen im Cafe eigentlich wirklicher als beim Chat im Netz? Tatsächlich ist Kommunikation ein hochgradig konstruktiver Prozess. Die Art und Weise, wie Untergebene in früheren Zeiten vom Adel als abwesende Nicht-Personen behandelt wurden, selbst wenn ihre Körper wahrnehmbar waren, zeigt, dass selbst so scheinbar natürliche Dinge wie Anwesenheit sozialen Konventionen unterliegen.

Diese Konventionen bewirken, dass viele von uns ihre Anwesenheit im Netz immer noch als seltsam künstlich empfinden. Doch was heute künstlich erscheinen mag, kann aber morgen schon als natürlich gelten. Der selbstverständliche Umgang von Jugendlichen mit den neuen Kommunikationstechniken zeigt, wohin die Reise geht. Beziehungen, die durch virtuelle Netzwerke vermittelt sind, werden vor unseren Augen zu lebensweltlichen Vertrautheiten.

Das sollte uns nicht überraschen. Viele ‚künstliche‘ Merkmale der Netzwerkkommunikation liegen eigentlich jeder sozialen Interaktion zugrunde. Sie werden durch die neuen Techniken nur sichtbar. So ist etwa das Phänomen, das jede private Mitteilung öffentlich werden kann, nichts völlig Neues. In sozialen Netzwerken können wir aber beobachten, dass und wie dieser Wandel vom Privaten zum Öffentlichen hin geschieht.

Wer im Netz lebt, muss entscheiden, wie eng er sich mit wem verbinden will und wie viel er von sich preisgibt. Er muss sich entscheiden, zu wel-

chen Gruppen er dazugehört und wie er seine Identität für andere darstellt. All das trifft jedoch prinzipiell auf alle sozialen Beziehungen zu, selbst auf Gemeinschaften – auch wenn diese sich selbst und ihre Regeln des Miteinanders oft genug als naturwüchsig und alternativlos beschreiben und sich mit dem Siegel der Authentischen und Allumfassenden schmücken. Selbst wenn wir – etwa in Paarbeziehungen – versuchen, uns als „ganze Menschen“ gerecht zu werden, bekommen wir doch immer nur die Bilder des Selbst zu sehen, die der andere uns zeigt, und die wir uns – durch Imagination, Interpretation (oder Spurensuche) – von ihm machen. Nur durch große Mühen können wir die Unwahrscheinlichkeit des flüchtigen Denkens und Sprechens in stabile Erwartungen und Identitäten verwandeln. Die Kontingenz dieses Bildermachen, die Künstlichkeit von Kollektiven, der Inszenierungsaspekt jeder Selbstdarstellung, die Fragilität von Identitäten und die Illusion vollständiger Privatheit und Informationskontrolle – nichts davon ist neu. Doch durch soziale Netzwerke wird all dies stärker als bisher ins Alltagsbewusstsein gebracht. Die Einsicht in die Konstruiertheit der sozialen Welt wird von der akademischen Theorie zum alltäglichen Deutungsmuster. Die Virtualität der Netzwerke entlarvt die Virtualität des Sozialen. Soziale Netzwerke erlauben uns jedoch nicht nur, diese Virtualität zu erkennen, sie führen sie selbst vor. In ihnen werden Bindungen behauptet und negiert, bevor das Spiel der Kommunikation überhaupt richtig begonnen hat. Anlass zur Sorge muss das jedoch nur den konservativen Stimmen (in uns und neben uns) geben, welche die Erzählungen von Identität und Gemeinschaft mit der Wirklichkeit der flüchtigen Gegenwart verwechseln. Echte Sozialität geschieht immer nur im Hier und Jetzt. Ob sie morgen noch Bestand hat, ist ungewiss. Sowohl unseren nächsten Mitmenschen als auch unseren nächsten Gegenwarten können wir nur in der Welt des wechselseitigen Erzählens und Erfindens nahe sein.

Daran werden Netzwerkplattformen nichts ändern. Doch in einer Welt in der sich Arbeitgeber via Facebook ein Bild über das Privatleben ihrer Mitarbeiter machen und Politiker ihren Alltag auf Twitter ausbreiten, führen sie die (nur scheinbar getrennten) Sphären von Gemeinschaft und Gesellschaft näher zusammen und entlarven diese klassische soziologische Unterscheidung selbst als fragile Konstruktion. Ob dies zu mehr Toleranz für heterogene und widersprüchliche Selbstdarstellungen führen kann, oder aber ob durch die wechselseitige Dauerbeobachtung neue

Konformitätszwänge entstehen, könnte sich zur zentralen Kulturfrage der nächsten Jahre entwickeln.